

„Und den Wein des armen Manns verwandeln sie in Wasser,“ sagte der Prädikant. „Sie sähen und reifen ihm das Mark aus den Weinen, und das muß er verzinsen. Sie aber sind voller als die überfressenen Hunde. Dazu müßt Ihr ihnen Steuern, Zinsen und Gült geben und solltet Ihr sammt Euern Weibern und kleinen unerzogenen Kindern weder Brot noch Salz noch Schmalz daheim haben.“

„Wie der Konig Hart,“ schaltete eine Stimme ein. „Dazu Handlehen und Faustrecht,“ fuhr der Redner eifrig fort. „Ja, verflucht sei ihr Schandlehen und Raubrecht. Und sie selbst eignen sich Steuer, Zoll und Umgeld zu und verthuns schändlich und lästerlich, da doch alles in gemeinen Sädel kommen und zu Nutz dem Land dienen soll. Aber daß sich ja keiner darwider rümpfe! Oder gar flugs geht es mit ihm als mit einem verrätherischen Vuben ans Pflöcken, Köpfen, Biertheilen. Da ist milder Erbarmen als mit einem wüthenden Hund. Hat ihnen Gott solche Gewalt gegeben, in welchem Kappenzipfel stehet doch das geschrieben? Ich sage Euch, Gott mag in seiner Gerechtigkeit solchen Jammer nicht länger gedulden. Das behaltet in einem feinen Herzen, lieben Freunde!“

Er nahm seinen Schlapphut ab, wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn und stieg von der Bank. Seine Zuhörer aber wichen nicht von der Stelle. Einen Augenblick blieb es noch still unter ihnen; dann erhob sich ein Murmeln, ein Aufrauschen, und unzählige Hände streckten sich aus, um die des Prädikanten zu fassen, zu drücken. Andere drangen mit weiteren Fragen in ihn und er stand allen Rede und Antwort. Meister Wieland fragte, was sie thun sollten, um sich der Soldner des Teufels zu erwehren? Der Prädikant betrachtete die nackten muskulösen Arme des Schmiedes und seinen wüthigen Hammer und er sagte mit einem leisen Lächeln: „Ihr seid theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knecht. Ihr seid niemand nichts schuldig, denn daß Ihr Euch unter einander liebet. Nichtet das Evangelium auf, dann wird keiner mehr sein als der andere, sondern wir werden mit einander leben als Brüder und Schwestern.“

Der Schmied stieß einen leisen gedehnten Pfiff aus. Er mochte einen verständlicheren Bescheid erwartet haben, und diele mit ihm. Denn er hatte gefragt, was ihnen auf der Zunge schwebte. Der Prädikant zog aus seinem Wams ein Stück Brot hervor und begann zu essen. Simon lud ihn zur Raft auf sein Gehöft; aber er lehnte mit den Worten der Schrift ab, daß der Mensch wirken solle, so lange es Tag sei, aber die Tage seien gar kurz. „Und wohin die Reif?“ fragte Vater Martin, und jener wies mit seinem Stecken gen Osten.

„So Ihr in den Aischgrund kommt, der Jörg Buchwalder in Ottenhofen ist ein sicherer Mann,“ sagte Simon mit gedämpfter Stimme und fügte laut hinzu: „Aber hütet Euch vor dem Ansbachischen! Der Markgraf Kasimir von Brandenburg ist einer von denen, wo flugs mit der Schärfe zur Hand sind, wie Ihr sagtet. Der schont selbst sein eigen Fleisch und Blut nicht. Hat er doch mit seinen jüngeren Brüdern eines Nachts den eigenen Vater überfallen — in der Fastnacht war's — und ihn gefangen auf die Pfaffenburg geführt. Dort sitzt er noch, zehn Jahre schon. Sie geben vor, daß er nicht richtig im Kopf ist. Wer's glaubt.“

Der Wanderprediger verzog seinen großen Mund zu einem mitleidigen Lächeln. „Was will der Markgraf wider mich, wenn Gott für mich ist?“ Er reichte Simon die Hand und ging. Viele Männer und Frauen gaben ihm das Geleit bis weit vor das Dorf.

„Den Herrenleuten sollte er ins Gewissen reden; wir wissen schon selbst, wo uns der Schuh drückt,“ äußerte Wendel Haim, der zweite Dorfmeister, zu Simon, der noch mit seinem Vater und Jädelamer zusammenstand. Wendel Haim war um mehrere Jahre älter als sein Amtsgenosse und hatte ein bis zur Einfalt treuherziges Gesicht. Wer ihm jedoch scharf in die Augen sah, der mußte darin wohl den Schalk entdecken.

„Den Herrenleuten?“ zuckte Simon die Schultern. „Zu Rothenburg redet der blinde Mönch auf den Gassen von ihrer sündhaften Ueppigkeit. Der Doktor Deutschlin predigt in St. Jakob die neue Lehr: verspürest Du's, daß unsere Lasten auch nur um ein Loth leichter geworden sind?“

„Wenn's das Predigen thät, es wär' uns schon längstens geholfen,“ nahm Vater Martin das Wort. „Ne, das Predigen thut's nit. Von der evangelischen Freiheit ist schon lang vordem gepredigt worden, eh' noch einer von dem Luther was gewußt hat. Dazumalen wurden sie Hussiten ge-

heißen. Ich war fast ein Knab noch, da hat so einer sich auch in unserem Taubertal aufgethan. Zu Niflashausen ist's gewesen, und Gemeindefirt war er. Und weil er zur Kirmeß aufspielte, so hießen sie ihn das Pfeiferhänselein, auch wohl den Pauker. Ist noch ein jung Blut gewesen, aber zu predigen hat er gemußt gar gewaltig, und von weit und breit sind die Leut' zugelaufen bei vielen Tausenden. In ihrer Noth und Drangsal lag den Menschen das Herz wie ein kalter Stein in der Brust. Wer ihn aber reden hörte, dem wurd' es lebendig, dem wurd's warm, und es war uns, als ob der liebe Gott im Himmel auch für uns arme Leute lebte und nicht bloß für die Herren und Reichen. Ich schau ihn noch, den Hans Böheim, mit seinem weizengelben Haar, wie er auf der Wiesen zu Niflashausen predigte, und Tausende um ihn her.“

Er verstummte und drohte, sich in ein Nachträumen zu verlieren. Der Sohn ermahnte ihn um der anderen willen, weiter zu erzählen. Denn er selbst kannte die Geschichte schon. An den Winterabenden, wann der Alte auf der Ofenbank saß, und die Spinnräder surrten, hatte er wohl dann und wann von dem Hans Böheim dieses und jenes berichtet.

„Ja, was ich erzählen wollte!“ murmelte er und richtete seine gekrümmte Gestalt ein wenig auf. „Auch aus unserem Dorf ist mancher, dem heut kein Zahn mehr weh thut, zu den Sonntagen nach Niflashausen gelaufen. Ich auch, so jung ich noch war. Also! Am Sonntag vor St. Marg'rethen ist's gewesen. Da hat er uns geheissen, daß wir das nächste Mal wiederkommen sollten, ein jeder mit seiner Wehr; aber die Weiber und Kinder sollten daheim bleiben. Dann würd' er uns bekant geben, was wir thun müßten, um die evangelische Freiheit aufzurichten. So nahm ich meines Vaters Spieß heimlich von der Wand — konnt' ihr kaum erschleppen den weiten Weg — und lief auch hin in der Samstagnacht. Ist, wie wir am Sonntag Marg'rethen in der Früh zu Haus kamen, da hatten die Reiter des Bischofs von Würzburg nachts zuber den heiligen Jüngling in seiner Hütten vor dem Dorf überfallen und hatten ihn auf das feste Schloß, den Marienberg geschleppt. Dort ist er hernach hingericht' worden, verbrannt bei lebendigem Leib, elendiglich.“

(Fortsetzung folgt.)

Eine Besteigung des Popocatepetl. *)

14./15. November 1896.

Um acht Uhr früh nach Amecameca abgefahren, von wo aus der Vulkan am leichtesten zu besteigen ist. Der Sekundärbahnzug hält an jeder Station zwischen 5 und 25 Minuten; während dieser Zeit gehen die Reisenden im Schatten Korjo; an den Koupeesfenstern wird gestirrt; ganze Familien kommen vom Lande herein, um durchreisende Bekannte zu besuchen, und im Innern der Wagen, die nach Art der D-Züge ineinandergeben, bieten Höherinnen Milch und Knoblauchstuden feil. An jeder Stelle genießt man dasselbe Schauspiel und denselben Geruch. Unter diesen Umständen haben wir uns auf der zweiständigen Fahrt von Mexiko nach Amecameca um eine Stunde verspätet.

In Amecameca dagegen ging alles unverhofft schnell, dank den Briefen, die mir der General O., dem der Popocatepetl gehört, an seine Beamten mitgegeben hatte. Nach zwei Stunden, gegen ein Uhr, ritten wir durch das andere Ende des kleinen von klaren Gebirgsbächen durchströmten Ortes gleichbereitet hinaus, im ganzen fünf Mann; ich, zwei Führer, ein Pferdehalter, und ein Westize, der sich aus nicht zu ersprechenden Gründen, vielleicht als Koch, angeschlossen hat. Die beiden Führer und der Pferdehalter sind Vollblut-Indianer.

Der Weg steigt zuerst zwischen Kulturen leise an; rechts und links sind Korn- und Weizenfelder, die sich in großen Teppichstüden zwischen den bewaldeten Gebirgshängen ausstrecken; oben lagern heute auf den Bergen Rebellmassen, die die Schneefipgen verhüllen; die Gegend gleicht bis auf die braunen Feldarbeiter und die Kaktusheden dem Thal von Innsbruck.

Nach anderthalb Stunden hört die Straße auf. Steil geht es durch trodene Aukläufe und Felsenschluchten aufwärts. Unter uns senkt sich allmähig das Thal. Von Zeit zu Zeit begegnen uns noch Züge von Packthieren, dahinter die Kreiber barfuß in Poncho und Spighut. Der Wald fängt an, nordisch zu werden; die Kiefer verdrängt die anderen Bäume, und am Boden wachsen deutsche Waldblumen.

Als wir etwa elftausend Fuß hoch sind, bricht die Dunkelheit herein. Hier beginnen die Grasmatten; Kühle, großgehörnte Pracht-

*) Aus dem soeben bei F. Fontane u. Co., Berlin, erschienenen Buche: Notizen über Mexiko. Von Harry Graf Reßler.

thiere, weiden da jahraus, jahrein im Freien. Von unserem Zuge aufgeschreckt sprengen sie im Mondlicht wie großes Wild in Rudeln davon. Und jetzt schimmern über uns plötzlich durch Wollenrisse Schneehänge.

Dreizehntausend Fuß hoch in einem Gebirgsthale liegt der Rancho des Generals O., in dem wir übernachten sollen, drei dicht aneinandergelagerte Bretterhütten, die plötzlich inmitten einer Wüstenei von umgehauenen und halberlohten Kiefernstämmen im Hellbunzel vor uns auftauchen. In der einen sind Reste eines Stalles und einer Krippe. In der anderen dicht daneben sollen wir schlafen. Mitten im Raume, im niedrigen, kreisrunden Herd, wird auf dem Erdboden mit feuchtem, knatterndem Reisig Feuer angelegt. Die Decke läuft spitz zu und empfängt mir unten an den Seiten den Feuerchein; in der Mitte steigt sie in die Dunkelheit auf. An der vom Berge geschützten Wand des Raumes liegt noch eine alte, verfallene Streu. Der Rauch zieht, so gut er kann, durch die offene Thür oder durch undichte Stellen der Decke ab. Um das Feuer hocken schweigend meine vier Nothhüte.

Bald nach dem Abendbrot wird die Streu mit Mänteln belegt; die Indianer wickeln sich in ihre Tarapes und schlafen ein. Allmählig verlischt das Feuer, und nur ein Mondstrahl, der durch eine Oeffnung im Dache dringt, erhellt schwach noch den Herd und eine in ihren Mäntel gehüllt dahingestreckte, regelnäßig athmende Gestalt. Mich aber verfolgt im halben Wachen wie ein Fiebertraum von Stunde zu Stunde das Geräusch der jenseits der Bretterwand tauenden und mit ihren Halsfeiern an die Krippe schlagenden Pferde . . .

Endlich gegen zwei Uhr wird zum Abmarsch aufgestanden. Die Nacht ist vollkommen still und klar. Der Himmel senkt sich sternensunkelnd in die Ebene hinab. Der Vulkan ragt dunkel und riesenhaft in seine Klarheit hinauf; die Nebelwände unten verschwimmen in Finsterniß; oben aber leuchten Eisfelder im tropischen Glanz der Nacht wie weiße von Sternen beschienene Wollenstreifen. Der Weg führt über Gras und Binsteingeröll aufwärts durch Nadelwald. Eine leichte Brise bewegt die Kiefernspitzen vor den Sternen auf und ab. Dann werden die Stämme lichter und hören ganz auf. Haide und Binsteinfelder wechseln ab. Kleine, nicht zusammenhängende Schneefelder gehen allmählig in ein großes Schneefeld über. Wir steigen in kurzen Zickzacklinien schnell aufwärts; bald erscheint der Wald schon weit unten wie eine tiefschwarze lichtlose Fläche, die das grauer Dunkel der Haide finster begrenzt. Ueber uns wächst allmählig der Berg an Masse; jetzt sind sein dunkler Umriß und das Himmelsgewölbe ringsum die ganze Landschaft. Je höher wir kommen, um so breiter wird die finstere Form, und um so weiter auch entfaltet sich des Himmels Pracht; neue Sternbilder steigen aus der Tiefe auf, und die alten stehen am Himmelsabgrund uns gegenüber wie an einer schwarzen Wand.

Wir sind am Fuß des Vulkankegels selbst angelangt; der Abhang wird steil, fünfundvierzig Grad; große Basaltblöcke lagern im Schnee, die von oben herabgerollt hier, wo der Fallwinkel flacher wird, liegen geblieben sind. Höher hinauf ragen Achengrate aus dem Schnee empor. Schwefeldampf quillt aus Klüften heraus und schwebt niedrig über dem Boden fort. Es ist gegen sechs Uhr. Nur einzelne Sterne glitzern noch. In der Dämmerung fangen entfernte Bergketten an, sich am Himmel unter uns abzuzeichnen; über ihnen lagern im Osten vor der wachsenden Helligkeit schwarze Wollenstreifen; und unten wird das Wollenmeer sichtbar, das wie im Sturme durcheinander gepeitscht die Thäler erfüllt und die Berggebirge umfließt. Wir sind sechzehntausendfünfhundert Fuß hoch; noch dreihundert Meter unter dem Kraterande. Die Luft ist kalt und klar und dünn. Man hört den Schlag des eigenen Herzens ganz scharf in der großen Stille. Und jetzt will die Sonne aufgehen. Das Welkenweibefest beginnt. In den Thälern regt sich, und vom Nebelmeer lösen sich Wollenzüge und schweben an Abgründen aufwärts; Dunstschleier schwinden von nahen Bergen und darunter erscheinen die Matten schon nebelhaft grün; Strahlen brechen aus den östlichen Tiefen weißflimmernd hervor und stehen am Himmel wie Interpende des kommenden Lichts; Himmel und Erde sind künstliche Farbe, schweigendes Werden. Da leuchtet das Eis am Kraterand auf; und im selben Augenblick rollt das Licht wie ein Mantel an den Hängen des Berges herunter: am Erdenrande erscheint der Sonnenball. Die See, der er entsteigt, schwebt wie ferner Rauch bläulich durchsichtig in der schimmernden Rundung des Horizontes. Der Himmel erfüllt ganz das Auge wie auf dem Meer und der Ebene; nur größer als dort; flammender, runder. Von allen Seiten umgibt er uns hier; umstrahlt uns luppferglühend im Morgenroth; die Sonne umkreist uns, und unter uns liegt das Erdenrund im Himmelsblau wie ein zweites Gestirn.

Von diesem Augenblick ab wandelt sich mir, was ich erlebe, in eine Art von Traum. Mechanisch schleppen sich meine Glieder noch über Schnee und Eisflüssen aufwärts bis an den Kraterand; der Wille aber verfinstert allmählig in traumartige Schwäche; und den ganzen Körper erfüllt ein Gefühl, das einer langsam sich verdichtenden Umwölkung der Sinne gleicht. Zugleich beginnen an stelle der Bilder der Außenwelt die inneren Körpervorgänge sich immer deutlicher der Wahrnehmung aufzudrängen, das Herz; der Pulsschlag; das eigene Licht des Auges, das vor der Netina flimmert. Ich erinnere mich jetzt deutlich des Gebirges, das, von diesen Höhen gesehen, wie eine wellige Ebene unter uns ausgebreitet lag; ich sehe den Krater mit seinen riesenhaft aufgetürmten rothen Basaltwänden und empfinde noch das Abtraumartige des Augenblicks, da wir

zur Thalfahrt auf einer als Bodschlitten dienenden Matte in die fast senkrecht unter uns liegenden weißen Nebelmassen absankten; aber die Erinnerungen sind nicht wie die, die man an wachend Erlebtes hat, sondern wie die, die ein deutlicher Traum hinterläßt. Die Abkehr der Sinne von der Außenwelt kann nur Schein sein; denn sonst würden diese Bilder, die damals nicht empfunden wurden, auch nicht im Gedächtniß haften. Aber die Aufmerksamkeit hört in diesen Höhen offenbar auf, sich den äußeren Dingen zuzuwenden; und so verjüngen deren Eindricke anscheinend spürlos, wie Regentropfen in stille Gewässer. Es wäre von Interesse, die körperlichen Zustände, vor allem die des Gehirns, genau zu kennen, die diesen Veränderungen des Seelenlebens in großen Höhen entsprechen; zum Beispiel zu wissen, ob die Veränderung der Herzthätigkeit Ursache, oder wie die scheinbare Verstumelung der Sinne, Folge der Willensschwäche ist; die Untersuchung würde einiges Licht auf die so ähnlichen visionären Zustände werfen, bei denen wahrscheinlich bloß noch eine Umdeutung der inneren Vorgänge durch die Phantasie zu den auch die Höfentranke begleitenden Symptomen hinzutritt, und manche Erscheinungen des künstlerischen und defadenten Schaffens erhellen.

Heute Nachmittag haben wir in kaum drei Stunden im Laufschrift, meistens zu Fuß, die Pferde vor uns hertreibend, den Abstieg von zweitausend Metern vom Rancho bis nach Amecameca zurückgelegt. Auf dieser halbschweren Tour über harten Boden, durch Gebirgsbäche und Schluchten abwärts, ist keines von den kleinen struppigen Thieren auch nur gestraucht.

Kleines Feuileton.

— In der Opiumhöhle. Aus London wird dem „Hamb. Corr.“ geschrieben: Vor einiger Zeit besuchte ich einmal in Begleitung einiger Freunde einen dieser Lasterplätze (Opiumhöhlen). Als wir eben diese berühmte Gegend (Ostend) betreten hatten, bemerkten wir einen Kuli, dessen nervöser Gang und schlotternder Tritt den gewohnheitsmäßigen Opiumesser verrieth. Er lehnte sich einen Augenblick an eine der wenigen Gaslaternen, und wir hatten gute Gelegenheit, ihn zu betrachten. Kein Zweifel! Er gehörte zu jenem Heere der Unglücklichen, die sich, zu charakteristisch dagegen zu kämpfen, diesem schrecklichen Laster ergeben haben. Die pergamentene Haut, die zuckenden Rafensfügel, die hieselgenden, matten Augen, das athmatische Athmen stellten es außer Frage. Also ihm nach! In einer Seitengasse, dunkel, schmutzig und von üblen Gerüchen angefüllt, blieb er stehen, blickte sich scheu um und verschwand dann in einem von einer Hängelampe erleuchteten kleinen Laden, in dessen Schaufenster Stern-Anis, Tabak und allerlei unappetitlich aussehende Materialwaaren „zum Kaufe einladen“. Wir folgten ihm, er verschwand jedoch in einem Hinterzimmer, aus dem, als er die Thür öffnete, ein betäubender, an Zwiebelgeruch erinnernder Gestank drang. Der Besitzer des Ladens bot uns inzwischen seine Waaren an. Es war ein Chinese von schwer erkennlichem Alter, leutselig, gesprächig und verächtlich. Daß bei ihm Opium geraucht würde, bestritt er mit einer liebenswürdigen Unverschämtheit. Die Frage, weshalb er dann Opiumlampen und Pfeifen verkaufe, wußte er mit seltener Berechnung zu umgehen. Nach viertelstündigem Disputiren willigte er endlich ein, daß wir die Höhle besichtigen möchten, und ließ sich für seine Nachgiebigkeit 10 Schillinge zahlen, die er in der Tasche seiner seidenen Jade schnell verschwinden ließ. Er ging voran und führte uns durch einen kleinen Gang, nahm aber vorher jedem das Versprechen ab, ihn nicht der Polizei zu verrathen.

Auf dem Gange standen eine Anzahl Chinesen, die anscheinend nicht die Mittel hatten mitzurauchen, und die daher nur mitrochen. Man konnte es sehen, daß ihre Konstitution durch Opiumgenuß stark untergraben war. In dem Zimmer waren 12 aufeinander gestellte Betten, in denen je eine oder zwei Personen lagen. Japaner, Chinesen und europäische Matrosen. Auf dem Bauche liegend zogen sie aus der von einer kleinen Lampe erhitzten, langen, trichterförmigen Pfeife wollüstige Züge des verheerenden Giftes und versanken nach und nach in ein stumpfes Sinnen, dem ein unruhiges Einschlummern zu folgen schien. Die Brust hob sich krampfhaft, die Athemzüge wurden unregelmäßiger, und die Karlose schien zu beginnen. Da veränderten sich die Gesichtszüge. Sie wurden lebendiger und verloren ihre apathische Starre. Die Schläfer, so schien es, wurden von angenehmen Träumen umgaulelt. Ich fragte einen der Raucher, auf wieviel Pfeifen er es bereits gebracht habe und erhielt die Antwort: „zehn bis zwöf“. Da jede Pfeife sich nun auf 6 Pence stellt, ist das Rauchen nicht einmal billig. Schädliche Wirkungen wollte dieser Mann nicht zugeben. Er wenigstens verspüre sie nicht und rauche nun schon über 30 Jahre.

Die Dämpfe wurden so überwältigend, daß wir schleunigst den Raum verließen, um uns nach dem oberen Zimmer, zu dem eine schmutzige Hühnerfliege führte, und aus dem die Klänge einer einsaitigen Vina erklangen, zu begeben. Die Treppenwände wimmelten von allerlei Ungeziefer. In einer Treppennische stand aber auf einem improvisirten mit japanischen Lampen illuminierten Altar ein mit Blumen verziertes Spanferkel, vor dem ein Kuli andächtig betete.

Das Obergemach enthält weniger Betten; aber auf jedem lagen Raucher in voller Selbstvergessenheit und stierten uns blöde an, ohne ihre Positionen zu wechseln. Um einen Tisch in der Mitte, von in

Flaschen stehenden Lichtern erleuchtet, sah eine Spielgesellschaft beim Bolzer, während in der fernem Ecke der die Vina spielende Künstler saß. Welche graufamen Töne, weder Melodie noch Rhythmus, und doch Musik! Dazu unterhielten sich auch die Spieler laut und tranken aus kleinen Tassen Thee, der so dick wie Syrup war. Plötzlich erwachte einer der Raucher aus seinem Tummel und bettelte uns an. Wir gaben ihm einige Kupfermünzen und verließen das qualmige Zimmer. —

Kulturhistorisches.

— Das erste deutsche Reisehandbuch ist vor 245 Jahren erschienen. Es wurde von dem Geographen Martin Zeiler herausgegeben, erschien in Ulm bei Wilderstein und benannte sich „Fidus Achatas oder Getreuer Reisegefert“. Auf seine Zuverlässigkeit hinsichtlich der Wege und Orte erlaubt die Karte einen Rückschluß, welche in der Größe einer Handfläche dazu gezeichnet worden war. Sie zeigte unter anderem den Rheinstrom mit vier Nebenflüssen und vier an seinen Ufern liegenden Städten, unter denen sich kurioserweise auch Nürnberg befand. Unter den „unbegrifflichen Bedenken“, mit denen der Verfasser sein Buch zum Nutzen der Leser einleitete, sind einige immerhin erwähnenswert. Der gute Rath, sich vor dem Antritt der Reise im Laufen zu üben, damit man „nicht auf dem Wege erliege oder Blasen an den Füßen bekomme“, wirkt ein Streiflicht auf die Verkehrsverhältnisse der alten guten Zeit, wenn er aber daneben die alte Geschichte, beim Begegnen eines Bären sich tod zu stellen, wieder auftritt, so malt er die Schrecken einer Reise im 17. Jahrhundert doch wohl zu schwarz. Man soll auch etwas tochen lernen, damit, „wenn man in eine schlechte Herberge kommt, man sich durch übel zugerichtete Speisen nicht eine Krankheit an den Hals esse, sondern selbst zur Küche gehen möge.“ Spricht das für die Zustände der damaligen Wirthshäuser, so läßt eine andere Vorschrift einen Blick auf die Sicherheitsverhältnisse jener Tage fallen, nämlich die Anweisung, sein Reisegeld wohl zu verstecken, „in den Vellis oder Trühelein, im Ventel, Büchlein, in Wachs, ausgehöhltem Brot oder Sieden, in den Schuhen, Hosen, Wamms oder sonst wo“. —

Geographisches.

— Durch Afrika von Süden nach Norden. Der aus acht Mitgliedern bestehende Zug des englischen Majors Gibbons, welcher vom Kap der guten Hoffnung nach Kairo zu ziehen beabsichtigt, schiffte sich am 29. Mai in England auf dem Dampfer „Jnyoni“ nach Chinde ein. Major Gibbons hat zwei Aluminium-Boote und einen Kahn mitgenommen. Der Zug wird in Chinde am Zambesi landen. In Letz werden die Boote zusammengekehrt werden auf der anderen Seite der Wasserfälle. Von da an hofft Major Gibbons zu Wasser nach den Viktoria-Fällen gelangen zu können. Die Strecke ist 700 englische Meilen lang. Dann beginnt die wirkliche Aufgabe des Zuges. Es werden vier Abtheilungen gebildet werden. Im nächsten Januar hofft Major Gibbons seine Erforschung des Gebietes des Zambesi vollendet zu haben. Dann wird er den Marsch nach Kairo beginnen. Wenn keine Unruhen in Uganda mehr bestehen, hofft der Major im nächsten April dort einzutreffen. Die Strecke zwischen dem Tanganjika-See und dem Victoria-See dürfte die größten Schwierigkeiten bieten. Auf dieser Strecke müssen die Boote getragen werden. In Chartum, welches hoffentlich bis dahin erobert ist, glaubt Major Gibbons etwa im August des nächsten Jahres anlangen zu können. Im Ganzen beträgt die Reise 12 000 englische Meilen. In achtzehn Monaten wird der Zug, wenn alles gut geht, seine Aufgabe vollendet haben. —

Psychologisches.

— In der letzten Sitzung der Psychologischen Gesellschaft in Breslau hielt Dr. Fr. Eulenburg einen Vortrag: „Zur Erklärung des Ursprungs von Poesie und Musik.“ Der Vortragende wies zunächst auf den engen Zusammenhang hin, in dem auf primitiver Entwicklungsstufe Arbeitsbewegung, Musik und Dichtung stehen. Zur Erleichterung der Arbeit werden rhythmische Stimmäußerungen hervorgebracht, sodas nicht die Melodie, sondern der Rhythmus das Wesen des unwichtigen Gesanges ist. Auch der Inhalt ursprünglicher Dichtung knüpft an die Freuden und Leiden des Arbeitenden an, weit weniger regt etwa das erotische Element zur dichterischen Bethätigung. So ist, wie Vortragender mit R. Wücher meint, energische rhythmische Körperbewegung und zumal die, welche auf Arbeit gerichtet ist, die Quelle urwüchsiger Poesie. Der Zusammenhang jenes elementaren Dreieckes von Arbeit, Rhythmus und Poesie zeigt sich recht deutlich an der dramatischen Gattung. Die pantomimischen Tänze der Naturvölker haben durchaus noch jene Vereinigung der drei Elemente, und auch die ursprünglichen, religiösen Feste, wie das der Demeter und des Bacchus sind nur eine symbolische Uebertragung der alltäglichen Verrichtung zu einem besonderen Zwecke. Aus den letzteren hat sich aber noch zu historischer Zeit die dramatische Poesie im eigentlichen Sinne entwickelt, indem der eine Schauspieler dem Chore der pantomimischen Tänzer entgegengestellt wurde. In der Lyrik ist aus dem ursprünglichen rhythmischen Tanzlied das gesungene Lied hervorgegangen, wie es uns bei Homer begegnet, und auch die heutigen Volklieder sind durchaus Sangeslieder, bei denen die Weise die Hauptache ist. Auch die ersten musikalischen Instrumente knüpfen an Arbeitsgeräthe an; die Arbeitsgeräusche werden die Nachahmung und befördern die Differenzirung der Töne nach Höhe und Stärke. —

Astronomisches.

t. Zweiberschundene Sterne. Der Astronom Seelmuhden in Christiania macht den „astronomischen Nachrichten“ eine interessante Mittheilung aus den Meridianbeobachtungen der dortigen Sternwarte. Als er am 20. Januar das Fernrohr gegen einen Punkt unweit des Himmelpoles richtete, bemerkte er daselbst vier kleine Sterne in einer auffallenden Gruppierung und bestimmte die Lage der beiden äußeren, während er die Lage der beiden anderen durch eine genaue Zeichnung festlegte. Am 16. Februar sah er nur noch zwei Sterne und zwar die beiden äußeren, dagegen stellte er fest, daß ein anderer Astronom der Sternwarte an einem anderen Tage noch alle vier Sterne derselben Gruppe gesehen und abgezeichnet, dieselben am 14. Februar auch noch zum dritten Male beobachtet hatte. Am 19. März bei ganz klarem Himmel wurde die Stelle noch einmal mit dem großen Refraktor untersucht, aber wieder waren nur zwei Sterne sichtbar. Seelmuhden setzte sich darauf mit der Sternwarte in Greenwich in Verbindung und erhielt eine photographische Aufnahme der betreffenden Himmelsgegend vom 27. Februar 1894, auf der alle übrigen Sterne vorhanden waren, aber keine Spur der beiden gesuchten. Eben erst entdeckt, waren dieselben also in wenigen Wochen wieder verschwunden. Es ist wahrscheinlich, daß es sich um Sterne mit veränderlichem Lichte handelte, und daß dieselben daher nach einiger Zeit wieder erscheinen werden. —

Humoristisches.

— Ein Dunkelmann. Bauer: Himmelherrgottskrament! Was thust denn bei der Nacht droben an mei Haus! He?! Dieb: Ja weißt, Bauer, i bin halt sehr kurzichtig und wollf grad nachschauen, was Dei Sommerruhl zeigt? —
— Vorschlagn zur Güte. Lehrer: Kennst mir jetzt einen griechischen Gott. Du, Silberstein. — Silberstein: Hercules. — Lehrer: Das war nur ein Halbgott. — Silberstein: Prometheus. — Lehrer: Ebenfalls nur ein Halbgott. — Silberstein: Nu, können Sie nicht zwei halbe auch gebrauchen? —
— Wittes-Urtheil. Junger Komponist: Nun, Herr Professor, was sagen Sie zu meiner neuen Oper? — Kritiker: Ich weiß nicht, wie ich Ihnen meine Bewunderung ausdrücken soll! Solch junger Mensch und schon so alte Melodien! —

Vermischtes vom Tage.

— Die Influenza hat in Preußen im Jahre 1896 3559 Todesfälle verursacht. In den letzten Jahren hat die Zahl der Opfer dieser Krankheit bedeutend abgenommen. 1892 waren es 15 911, 1893: 10 403, 1894: 7336 und 1895 noch 6509. —
— Beim Brande eines Hauses in Thorn fanden Dienstag Nacht fünf Personen, ein Arbeiter mit Frau und Kind und ein zweiter Arbeiter mit seinem kleinen Kinde, ihren Tod in den Flammen. Eine Frau, die durch das Fenster auf die Straße sprang, verletzte sich schwer. —
— Beim Schützenfest in Heisede bei Hildesheim gerieth ein Schlächter mit einem anderen Festtheilnehmer in Streit. Einige Stunden später verletzte er einem völlig Unbetheiligten, in dem er seinen Wideriacher vor sich zu haben glaubte, einen tödtlichen Stich in die linke Seite. —
— Das große Fabrikgebäude der Pianofortefabrik von Zrmier in Leipzig ist dem Feuer zum Opfer gefallen. Die großen Vorräthe von werthvollen Hölzern und Instrumenten sind vernichtet oder durch das Wasser der Spritzen bis zur Unbrauchbarkeit beschädigt worden. —
— Ein Mechaniker in der elektrischen Lichtanlage des Hüttenwerks „Rothe Erde“ in Aachen berührte den Leitungsdraht und war sofort todt. —
— Ein Militärposten in Durlach schoß einen Sträfling nieder, der aus dem Zuchthause zu entfliehen versuchte und auf dreimaligen Anruf nicht Halt machte. —
— Am Mittwoch wurde im Münchener Glaspalast die Kunstausstellung der Münchener Kunstgenossenschaft eröffnet. —
— Bei Messerstechereien wurden in Budapest vier junge Leute sehr schwer verwundet. Einer starb kurz darauf im Spital. —
— Ein etwa 300 Meter langes Stück Land ist bei Rischlikon, wie die „N. Züricher Ztg.“ meldet, mit mehreren Gebäuden in den See gesunken. Ursache ist wahrscheinlich zu schwere Belastung, da der Grund unterwaschen war. Seit einigen Tagen wurden auch leichte Erdbeben wahrgenommen, die wahrscheinlich die unmittelbare Veranlassung des Einsturzes gegeben haben. Von den Gebäuden und dem Inventar konnte nichts gerettet werden. Menschen sind nicht verunglückt. —
— Auch von den Russen ist in diesem Jahre eine wissenschaftliche Polarexpedition ausgerüstet worden. Sie hat als Hauptziel die Gewässer, welche die Nordküste des europäischen Nordlands bespülen, auf ihren Fisch-, Robben- und Walfischreichthum zu untersuchen und auf grund allgemeiner biologischer, hydrologischer und meteorologischer Faktoren festzustellen, mit welchen Umständen der Reichthum oder die Armuth dieser Orte im Zusammenhange steht. —